

Das Menschlein Matthias.

28]

Erzählung von Paul Sig.

Ganz berauscht vom eigenen Glend starrte der Knabe ins Tal, wo es ihm kürzlich so über die Maßen gut erging, daß er alle Dankbarkeit vergaß, bis Vater und Mutter sich wieder kummervoll von ihm abwandten. Es war kaum zu fassen. Dort unten, wo die vielen Lichtlein glommen, hatte er wie ein Herrenkind leben dürfen. Die weite Fabrik mit dem Obstgarten, der Hafen mit den Schiffen und dem Boot des Vaters ... alles war ihm so gut wie eigen gewesen. Jeden Mittag und Abend stellte die Mutter, ihn zu gewinnen, gebratenes Fleisch oder einen fettglänzenden Pfannkuchen auf den Tisch und sagte: „Da, mein lieber Schatz, is, soviel Du magst!“

Ja, aber das Gute war ihm zu Kopf gestiegen! Die Mutter hatte oft über ihn weinen müssen und ihn zuletzt gar wieder fortgeschickt.

„Nur ein paar kurze Wöchlein ... dann hol' ich Dich wieder!“ sagte sie zwar beim Abschied, doch er wußte es besser. Es war für immer. Die dort unten mochten ihn nimmer haben. Vollenends der Vater schien keinen Deut mehr von ihm wissen zu wollen.

„Alles hast Du verteuelt mit Deinem dummen Geschrei! Hättest Du den Schnabel gehalten, so könntest Du's besser haben. Geschick Dir aber recht und Deiner Alten, dem hochmütigen Pfauenschwanz!“ ergrimmte die Wasgotte noch oft, wenn sie auf jenen Festtag zu reden kam. So gründlich und fleißig Matthias darüber nachdachte, konnte er sein Vergehen nicht recht begreifen, dem Unheil nicht auf den Sprung kommen. Dennoch drückte ihn ein schweres Schuldgefühl. Er begriff, daß seine jetzigen Leiden eine wohlverdiente Strafe vorstellten. Dies jedoch nur seiner Mutter wegen. Sie allein hatte er gekränkt durch Eigensinn und Lieblosigkeit. Das Zerwürfnis mit dem Destinatour Oberholzer blieb ihm furchterregend fremd wie der geharnischte Mann mit dem Goldhelm und der finsternen Miene: dieser ragte ja viel zu hoch, um Matthias' Vater zu heißen.

Der ferneren Versuchung seines Herzens durch das unvergeßliche Bild jenes Ritters setzte sich die frühreife Vernunft entgegen. Wenn nur die liebe Mutter ihn wieder zu sich nahm ... mehr wollte er nicht erleben.

Auf dem Gupf war's seitdem noch viel trauriger zu leben. Die Wasgotte sah ihm nichts mehr nach und verschwor sich, ihm alle „Pflanze“ von „denen da unten“ gründlich auszapfen. Der Große wollte auch keine Gemeinschaft mehr mit dem verstädtelten Zimmerlich, der die halbe Zeit heulte; selbst die Mädchen leidverkten ihm, wo sie nur konnten. Beim Auszug hatten sie ihn heimlich beneidet, jetzt zeigten sie ihm ihre Verachtung, weil er zu seinem Verdruß zurückgebracht wurde.

Als Matthias vor den Laden des Mehrgers Girtanner kam, überwältigte der Hunger seine Redlichkeit. Sollte er sich nach so großen Strapazen ungeessen hinlegen? Die Wasgotte hatte ihm vorgestern nicht umsonst eingeschärft: „Komm mir noch einmal so vollgepactt heim, so dresch' ich Dich gleich vom Fleck weg ins Nest!“ Leere Drohungen waren nicht ihre Sache. Das wußte der Knabe nur zu gut. Aber ebenso wenig konnte er von leeren Schlucken satt werden. Er wollte essen. Alle Geister, die noch in ihm lebendig waren, schrien nach Brot. Was verschlug es, wenn er sich jetzt eine saftige Wurst kaufte? Er brachte ja sowieso zu wenig Geld heim und kam sicher nicht ohne Hiebe davon. Das Böse dieser Handlung trat ihm weniger ins Bewußtsein als die Stärkung, der er so sehr bedurfte. Erst nachdem die verbotene Frucht — hastig genug — verschlungen war, fiel ihm das Gebot ein, gegen das er gesündigt hatte. Aber dank seinen Peinigern empfand er keine Reue. Der Strafe gewärtig, bis er die Zähne zusammen. Seine Knie schlotterten, wie er auf den Staffelnweg kam und die Einfuhr zum Gupf erblickte. Ja, der Felsriegel stand noch am alten Platz! Weder Gupf noch Bergzweiflung konnten ihn von der Stelle rücken. Bedrohlich hing er nach wie vor über dem alten Dach und morgen oder in tausend Jahren stürzte er, von unsichtbarer

Hand bewegt, in die Tiefe, alles mit sich reißend, was da im Wege stand.

Frau Angehr saß noch im Freien, einem Guggizauer Postillion gegenüber, der öfters am späten Abend herunterkam, weil — „die Wirtin zum Gupf so süßigen Birnenfaß habe.“ Es mochten indessen wohl noch andere Anziehungskräfte mitwirken, denn nur einen guten Schlaf zulieb war der Weg reichlich weit und unbequem. Dazu saß der blaßblauige Gast meist schwerfällig, wortkarg vor seinem Glas, und die Wirtin mußte ihm die paar Worte über sein Tagewerk wie mit dem Schraubenzieher entwinden. Es war ein schlächterer Bursch im Rekrutenalter, groß, blond und blauäugig, so voll ungelinker Kraft, mit einem Appetit aufs Leben, daß es ihn fortwährend lächerte wie ein Schulmädchen, dem geschmeichelt wird. Wenn die Angehrin seinen Kanonenschießtritt hörte, trug sie stets ungefragt den Mostkrug hinaus, legte einen dünnen Landjäger und einen Laib Brot dazu oder machte schnell einen breiten Eiertäsch, was alles der Gesell ohne viel Federlesens versorgte.

Die Kinder sahen ihn wohl meistens kommen, aber selten gehen. Er hatte auch gar keine besondere Freude an ihrer Gegenwart. Wenn ihm die naseweise Frida zutraulich entgegenprang, sagte er gewöhnlich: „So, Du Frab, ins Bett mit Dir, 's ist Zeit!“ Am meisten Unbehagen machte ihm der Große in seiner Kurzangebundenheit und unberholenen Feindschaft. Der lungerte und lauerte den ganzen Abend ums Haus herum, und die Mutter hatte jedesmal ihre liebe Not, bis der Auffällige in den Federn war.

Heute saß Konrad nach neune noch basteind vor der Haustür, obwohl er keine Handarbeit mehr sehen konnte. Er weigerte sich hartnäckig, von der Stelle zu weichen und machte böse Augen gegen den Postillion. Die Angehrin knirschte vor Wut, noch mehr aber erschraf sie über den tödtlichen Widerstand des Zwölfjährigen, der die eigene Mutter argwöhnisch bewachte. Was verstand er von ihrem Umgang mit dem Manne? Es war ja auch nicht denkbar, daß der Bub ahnen konnte, was dieser mehr als Speiß und Trank von ihr wollte. Verborgt hinter seinem Troß nur kindliche Eifersucht? Der naheliegende Gedanke beruhigte sie nicht. Es wurde ihr himmelangst und siedendheiß bei Konrads lauern den Blicken.

„So geh mir jetzt um tausendgottswillen dem Kleinen entgegen. Er wird wohl nicht mehr weitab sein. Am End' hockt er irgendwo in der Nähe und getraut sich nicht heim, weil er wieder der „faule Hund“ war und nichts ausgerichtet hat!“ forderte sie ihn noch einmal in Güte auf, indem sie vor ihn hintrat und ihm sein Werkzeug zu entreißen suchte. Er wich nur einige Schritte beiseite und knurrte bösarlig. „Ihr tötet allweg besser, einen handlichen Stecken zu nehmen!“ höhnte der Postknecht in seinem Verdruß. Das dauerte ja wieder eine Ewigkeit.

Worauf Konrad sich wie eine Kacke sprungbereit machte und aus Leibeskräften schrie: „Ja ... für Euch! Und morgen sag' ich's dem Vater!“

Frau Angehr konnte sich nicht rühren. Es schwefelte ihr um die Nase, sie begriff nur, daß es hellauf eingeschlagen hatte und sie selbst die Betroffene sei. Der läppiße Liebhaber war zwar flierenmäßig aufgefahren. Aber Konrad hatte flinkere Beine. Im Hui verschwand der freche Ankläger im Tobeldunkel.

„Was ist denn das jetzt wieder? Ja, bin ich noch bei Sinnen?“ erwachte die Mutter, ganz weiß vor Entsetzen. Sie stieß den Postillion, welcher aus der wüsten Szene recht plump eine gute Gelegenheit machen wollte, erbittert zurück und gebot ihm zornig, nur gleich abzdampfen. Sie habe genug für heute.

Danach saß sie ernüchert, geisterhaft auf der Schwelle des mondbeschiedenen Häuschens in einem Grimm, der ohne Gerechtigkeit, wie ein Diebsfeuer wucherte und dann doch vor Sturzwellen der Scham erstickt wurde. Was sollte sie beginnen? Wo den festen, geraden Blick hernehmen, den helllichtigen Jungen zu strafen, selbst wenn ihre Kräfte dazu noch ausreichten. Und dann — hatte diesen nicht die Achtung vor dem Vater zum mißtrauischen Hüter der Hauschre gemacht?

Es war eine vernichtende Niederlage; der ärgste Feind

Konnte ihr keine schlimmere wünschen. Das einsame Weib in seinem wilden Lebenshunger starrte gedankenschein in die verschleierte Tiefe, nicht so schlecht, um der Versuchung ihres glutigen, schwächenden Sommers nicht zu fluchen und doch zu schwach, ihr mütterstolz zu widerstehen. Was war denn nun? Aufgeschreckt die heimliche Schande ... in die Welt geholt durch das eigene Kind, vor dem sie kaum mehr den Blick heben durfte ...

Matthias konnte es mit der Heimkunft nicht schlechter treffen. Er hatte wirklich schon geraume Zeit hinter dem Haus Posten gefaßt, auch den kurzen Streit belauscht, ohne davon etwas zu begreifen. Da es bald hernach ganz still wurde, schlurste er behutsam herbei und stellte seinen Korb mit einem verdrückten Abendgruß vor die Wasgotte hin.

Sie fuhr herum wie aus einer anderen Welt, da sie den Zornigut über den Aufrührer vergessen hatte, warf rasch einen Blick auf den schlechten Markt sowie in Matthias' schuldbewußte Miene und konnte nun ihre Wut von der Kette lassen. Der grundaufwühlende Schmerz, den der Große ihr antat, ergoß sich in Tränen vor dem bebenden Schwesterhücheln.

(Fortf. folgt.)

Hunde und Menschen.

Von Martin Andersen Aegö,

I.

Man hat unser Jahrhundert das der Kinder genannt, könnte man es aber nicht mit weit größerm Rechte das der Hunde nennen? Geht einmal durch die Stadt, wer verlammt den größeren Auflauf, ein verwahrlostes Kind oder ein verwahrloster Hund?

Ich habe neulich einen solchen Auflauf auf dem Westerbro-Markt in Kopenhagen mit angesehen — ein halbes Hundert Menschen standen geschart um ein Skelett von Kötter. Das arme Tier zitterte in der Kälte und schwankte auf den Beinen; Ungezieser hatte ihm das Fell in großen Wunden flächen abgenagt.

„Das arme Wesen“, sagten die Leute — mit weicher Stimme — und sahen empört aus. Es regnete Vorschläge von allen Seiten; der eine lief zum Schlächter nach Abfall, ein anderer in die Apotheke nach Karbol. Der Schutzmann hielt das unglückliche Vieh an einem Stück Strid, das als Halsband diente; er war am eifrigsten von allen. —

Im Zuschauerschwarm sind auch Kinder aus den Höhlen in den Nebenstraßen von Westerbro — der Absalonstraße, Danebrogstraße und wie sie alle heißen. Sie haben sich in den Kreis gedrängt und tun sich vor allen darin hervor, ihr Mitleid zu zeigen.

Sie sehen übrigens nicht danach aus, als wären sie gut gebettet. Es sind die todtrauen Wesen des Hinterhofs; schwächlich, unterernährt und stockflegig, voller Insektenbisse an Hals und Handgelenken. Ich küßte die Mütze eines der Kinder; sein Kopf ist in der gleichen Verfassung wie der des Balgs des Hundes, das Haar ist in großen Flecken ausgegangen. Die Zornigstehenden rücken mit einem Ausdruck des Abscheus beiseite; man hält sich überhaupt die kleinen räudigen Wesen fern.

Ich sehe dem Jungen die Mütze wieder auf, ohne daß er etwas merkt. In diesem Augenblick könnte man ihm wohl in die Augen sehen, ohne daß er darauf achtet, so beschäftigt ist er. Der Mann, der zum Schlächter gegangen war, ist nämlich wiedergekommen — nicht mit Abfall, sondern mit schierem Fleisch. Ein ganzes Pfund ist es wenigstens. „Einmal soll er doch erfahren, was gut leben heißt“, sagt er und sieht gerührt zu, wie das ausgehungerte Tier drauslos frisst, daß es beinahe ersticht und die Fleischstreifen wieder aushusten muß.

Die Augen des Knaben stehen auf den Stielen, er hat die Hände auf seine Knie gelegt und beugt sich tief über den Hund, als wollte er ihm Gesellschaft leisten; die Leute lachen über ihn.

Dann dreht er den Kopf nach einem Kameraden um.

„Du! Der kriegt schieres Fleisch!“ sagt er mit seltsam feierlicher Stimme und starrt wieder.

„Ne, det is Rabbenade,“ sagt der andere zurechtweisend.

Die Leute lachen über die Interessiertheit der beiden, und das Ganze löst sich auf, als ein beherzter Tierfreund ein Auto opfert und das verwahrloste Tier nach der Landwirtschaftlichen Hochschule fährt. Ein Auto! Die Kleinen blicken dem Hunde mit neidischen Augen nach. Vernachlässigt genug sind sie. Wären sie bloß auch Hunde!

Sieh, wie die Menschen vor sich hinstacheln, wenn sie wieder ihren Geschäften nachgehen — als wären sie in besonderem Grade zufrieden mit dem Verkauf irgendeiner Sache. Der unglückliche Hund hat etwas in ihnen ausgelöst, was nicht jeder Tag ihnen zuträgt — Herzensgüte. Und wie die ihnen aus den Augen leuchtet!

Nun sollte man ja glauben, daß — besonders in einer großen Stadt — das menschliche Mitgefühl reichlich in Anspruch genommen werde. Und so würde es auch wohl sein, wenn nicht der Teufel die Karten mischte. So wie es ist, haben alle Menschen einander zu Gegenpielern, und beim Kartenspiel gibt es bekanntlich keine Freundschaft.

Die Menschen leben in immer höhern Grade von einander — um nicht zu sagen durch einander. Des einen Brot ist so und so vieler andern Tod. Dem Elend zuleibe gehen, würde für viele bedeuten, die Waffen gegen sich selbst zu erheben.

Das Herz würde eine zu große Gefahr für das Bestehende bergen, und in dieser Erkenntnis hat die Zeit es abgeschafft, es wenigstens von seiner wesentlichsten Funktion befreit, dem Verhältnis von Mensch zu Mensch. Natürlich erfordert ein gewisses Maß von Kultur stets einen gewissen — mechanischen — Apparat für Wohltätigkeit, um ruhig schlafen zu können. Aber wirklich lebendiges Mitgefühl würde den Nachtschlaf stören — und noch mehr. Da klopf man sein gutes Herz zur Ruhe — und läßt es höchstens im Theater funktionieren.

Als „Rose Bernd“, die Tragödie der armen verführten Dienstmagd, die als Kindesmörderin ins Gefängnis wandert — im Dagmartheater in Kopenhagen gespielt wurde, hörte ich eines abends nach Schluß der Vorstellung zwei Agrarier sich über das Stück unterhalten. „Ich habe so wunderschön geweint,“ sagte der eine, ein richtiges Raubbein von Junker, der seine Leute behandelt wie's liebe Vieh.

Im Theater weint jeder gute Bürger über den Burschen aus dem Raschemenviertel, der zum Zuchthaus vorausbestimmt ist, oder über das verlassene Weib mit dem Kinde; und alle dürfen es sehen; im Theater ist es keine Schande, Mitleid zu haben. Aber Gott helfe den beiden, wenn sie den Weg des Heimkehrenden kreuzen — und um ein Almosen betteln. Dann fährt sofort der steuerzahlende Bürger in ihn. Da leistet man seine hohen Abgaben für Armenwesen und Polizei und soll solchen Belästigungen ausgesetzt sein!

Der Mann ist kein Büttel, im Gegenteil, er ist, was man einen guten Menschen nennt. Aber, wie gesagt, er ist selber in die Sache verwickelt, er hat eine oder zwei Klagen im Elend. Sollte er sich nun daran machen, die Grundlage für sein und der Familie Wohlbestehen zu analysieren? Die bleigrauen Gesichter sollten es bleiben lassen, von der Finsternis der Gassen Zeugnis abzulegen, sie sollen sich an die Bühne halten — darauf ist er etngestellt.

Sollte ihn etwas Menschliches ankommen, so schlägt er sein Evangelium auf: „Darwin, erläutert und erklärt“, und liest darin, daß kein Mensch sich in seinem Verhältnis zu anderen von seinem Mitgefühl leiten lassen darf — das wäre eine Sünde gegen die Entwicklung. Und da trotz allem ein natürlicher Fonds von Mitgefühl in ihm steckt, so hält er sich einen Hund. Jrgendwie muß es sich ja belästigen.

Das Jahrhundert gehört den Hunden. Kleine Knaben schleppen täglich zu Hunderten große Lasten in der Stadt herum, ohne daß irgendein Tierfreund sich darüber aufhält, aber ein Mann mag es versuchen, einen Hund vor seinen Handwagen zu spannen! Jetzt hat irgend jemand herausgefunden, daß es eine Sünde ist, mit Fliegenfängern fliegen zu fangen — höchstwahrscheinlich ein Mensch, der seinen Garten mit Stacheldraht umgibt, um arme Burschen zu fangen.

Wenn Eheleute kinderlos sind, nehmen sie dann ein Kind zu sich? Sie nehmen einen Hund. Und Hundeliebhaber sind in der Regel Kinderhasser. Die schlimmsten Tyrannen, die schonungslos über Untergebene, Frau und Kinder regieren, lassen sich oft von einem Hunde tyrannisieren.

Bei uns scheint der Hund im Begriff zu sein, Gegenstand eines besonderen Kultus zu werden. Es kann ja generierend sein, als Gast in einem Hause zu weilen, wo die Kinder in Freiheit erzogen werden; aber Gast in einem Kopenhagener Heim zu sein, wo ein Hund gehalten wird, ist eine reine Tortur. Man muß das Tier bewundern, muß entzückt davon sein, an seinen Pfoten teilzuhaben, muß es streicheln, wenn es die schmutzigen Pfoten auf unsere Kleider legt — und soll am liebsten von nichts anderem reden als von ihm.

Eine Mutter kann töricht sein in ihrer blinden Bewunderung für die Unarten ihres Kindes: aber ein Ehepaar, das vor Entzücken über einen mehr oder weniger unappetitlichen Bobby himmelt, ist die reine Idiotie.

Kennt jemand einen Unwillen, der lauter zum Himmel schreit als den, womit Herrchen und Frauen erzählt, sie seien auf der Straße von einer gemeinen Mannsperson angehehrt worden, bloß weil Ami — aus purem Uebermut, reiner, bloßer Lebensfreude — ein Stück seiner Hofe erwischt habe!

Die Hunde verleihen unserer Stadt die Physiognomie. Hier, wo es verboten ist, auf Trottoir zu spucken, nimmt jeder Hundebesitzer mehrmals täglich sein Vieh und läßt es den Bürgersteig besudeln — vor aller Augen. Wer kennt nicht unsere schlüpfrigen dänischen Pflegen? Sie sind bis weit über die Landesgrenze berühmt. Gleitet man aus und fällt, so sind nicht die Bananenschalen daran schuld; sonst wäre ja die Polizei bald zur Stelle und nähme einen Rapport auf.

Die Hunde unserer Stadt sind heilige Tiere, sie feiern ihre Orgien, wo sie wollen, und haben das Recht, alles zu besudeln, das ausgehängte Wildbret des Wildhändlers und die ausgestellten Stoffrollen des Tuchhändlers. Mit der gleichen Galanterie heben sie das Hinterbein am Laternenpfahl wie an der Dame, die träumerisch vor einem Konfektionsgeschaukenster steht. Sie stecken die Schnauze in jeden Unrat auf der Straße, vergraben sie im nächsten Augenblick in den Nahrungsmitteln der Läden oder in dem weichen Gesicht ihrer jungen Herrin; sie belecken Hände, Geschwüre und Wunden — und

bedecken dann das Gesicht des Kindes. Die Lieben, Lieben, treuen Geschöpfe!

Sin und wieder protestiert ja jemand, wenn Hunde mit in Nahrungsmittelläden genommen werden; aber wo der nötige Nachdruck fehlt, da ist die Schlächt von vornherein verloren. Desto mehr Nachdruck ist vorhanden, wenn der Besitzer des Hundes um sich beißt; diese Leute gebärden sich immer, als ständen sie dem Herzen des Heben Gottes näher als wir anderen.

Ohne Zweifel gewinnen die Hunde an Terrain auf Kosten des Menschlichen. Wie manche Dame, die vor Verlegenheit in die Erde sinken würde, wenn sie einem kleinen Kinde auf der Straße zurecht-helfen sollte, steht ungeniert still und widmet Bobbys schwierigerem Stuhlgang auf dem Bürgersteig ihre ganze Teilnahme. Sie muß noch mehr durchmachen; der Hund ist ein zahnloser Gefährte.

Auch in unseren Tagen ist es eine Sünde, den Kindern das Brot wegzunehmen und es vor die Hunde zu werfen. Und es rächt sich — der Hund demoralisiert. Der Schoßhund macht unfauber innen und außen — ein jeder kann das leicht beobachten. Und er verwirrt, wie gesagt, Gefühle und Begriffe!

In Kopenhagen und auch anderswo gibt es Restaurants, aus denen man einen Mann in Arbeitsstracht hinausweisen würde. Aber die Hunde haben oft eine eigene Aubril auf der Speisekarte, und unter jedem zweiten Tisch liegt ein stinkender Kötter und zermalmt „einen Gang Hundefutter“.

Der Laubenkolonist.

In den Laubenkolonien wendet man neuerdings dem Obstbau eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Im verfloffenen Herbst hat z. B. der Verband der Laubenkolonisten in Berlin 2000 Stück verschieden- artiger Obstbäume für seine Mitglieder beschafft, die durchweg auf Laubenparzellen zur Anpflanzung gelangten. Viele Kolonisten werden ja leider aus diesen Pflanzungen keinen Vorteil ziehen, weil der Obstbaum einer Reihe ungeförter Pflegejahre bedarf, bis er die ersten Erträge abwirft, die Laubenparzelle aber eine recht un- sichere Pachtung darstellt. Hoch- und Halbstämme sollten über- haupt von der Anpflanzung auf Laubenparzellen ausgeschlossen bleiben, einmal weil schon der Raum, den eine gut entwickelte Süß- kirche oder ein Apfelhochstamm beansprucht, weit über die Größe einer Durchschnittparzelle hinausgeht, dann aber auch, weil mit- sprechende Erträge im günstigsten Falle erst 10—12 Jahre nach der Pflanzung einzutreten beginnen. Halbstämme werden wohl etwas früher tragbar, ihre Kronen erreichen aber den gleichen Umfang wie die der Hochstämme und beschatten die Beete der Parzellen noch viel mehr. Eine Folge davon ist ein recht dürftiger Pflanzen- wuchs unter den Baumkrone, der sich schon vier bis fünf Jahre nach der Anpflanzung der Stämme bemerkbar macht und später derart zunimmt, daß überhaupt jede Kultur von Blumen, Gemüsen und Erdbeeren, also Unterkulturen, aber auch Zwischenkulturen von Beerenobst ausgeschlossen sind. Der entwickelte Hoch- und Halb- stamm beherrscht die Parzelle, wirft seinen Schatten noch schädigend auf die Nachbarparzellen und dabei ist es fraglich, ob er trägt, und wenn er trägt, ob die Früchte von guter Beschaffenheit sind. Frühe Tragbarkeit und Güte der Früchte hängen ganz wesentlich von der richtigen Sortenwahl ab, mit schlechten und für die örtlichen Verhältnisse unpassenden Sorten wird alle Mühe vergebens sein. Wenn man nach jahrelanger Arbeit den mit Sorgfalt gepflegten Baum an seinen Früchten als minderwertig erkennt, ist man gezwungen, die Krone abzuwerfen, eine gute Sorte aufzuspitzen und dann wieder einige Jahre in Geduld abzuwarten.

Will man im engen Raum der Laubenparzelle durchaus einen Kern- oder Steinobstbaum pflanzen, so wähle man möglichst schwa- chtriebige und frühtragende Sorten, die aber nicht auf Wildlings-, sondern auf Zwergunterlage veredelt sein müssen. Trotz Veredelung auf Zwergunterlage erreichen z. B. einzelne stark- triebige Apfelsorten nach 6—8 Jahren einen Kronen-Durchmesser von 6—8 Meter, so Kanadareinette, Schöner v. Voskoop, Gelber Belle- fleur und Ribston-Pepping. Solche Sorten sind von der An- pflanzung unter kleinen Verhältnissen ausgeschlossen. Birnen haben durchweg das Bestreben, mehr hoch als breit zu wachsen; sie nehmen dann nur sehr wenig Raum ein, wenn man sie als sogen. Spindel- pyramiden zücht.

Die besten Apfelsorten, die ich für bescheidene Raum- verhältnisse kenne, sind in erster Linie der Bellini, der früh und so ungeheuer reich trägt, daß er sich erschöpft, wenn man ihn nicht Jahr für Jahr einen Teil des Fruchtbehanges nimmt, und die zwar kleine, aber seine Ananasreinette, die aber schon einen bevorzugten Standort verlangt. Auch die Wintergoldparmäne kommt noch in Frage, weil sie mehr hoch als breit wächst; sie ist im schweren, gehaltreichen Boden weit dankbarer als im mährischen Sand, in dem man sie nur durch jährliche reiche Düngung zum Tragen bringen kann. Dabei ist sie leider sehr empfänglich für Blausäure. Unter den Pflaumen ist Kirles Pflaume meiner An- sicht nach die feinste und empfehlenswerteste. In zweiter Linie empfehle ich die Pflaume Anna Späth, die ihrem Namen alle Ehre macht, da sie wirklich eine späte Pflaume ist, die entweder von Mitte September ab reift, oder in ungünstigen Jahren überhaupt nicht vollreif wird. Eine wirklich dankbare Pflaume ist auch die kleine, gelbe Meyer Mirabelle; sie wird weit seltener als blaue Pflaumen und Zwetschen von Maden

befallen. Das verfloffene Jahr brachte fast durchweg madenfreie Pflaumen. Solche Jahre sind leider nicht die Regel sondern die Ausnahme. Die gewöhnliche Hauszwetsche läßt sich leicht durch Wurzelankläufer echt vermehren, die im übrigen eine unangenehme Beigabe jeder Pflaumenkultur sind. In guten Zwetschenjahren herrscht an Hauszwetschen ein solcher Ueberfluß, daß die Bächter oft froh sind, wenn sie 1—2 M. für den Zentner erhalten. In den Vierlanden bei Hamburg wurden in dem verfloffenen guten Pflaumenjahre von den Großhändlern schließlich nur noch 50 Pf. pro Zentner geboten.

Unter den Birnenjorten für kleine Verhältnisse ist die Gute Luise mit herrlich gefärbter, forellenartig gezeichneter, hoch- seiner Frucht, die im Oktober reift, sicher die beste für kleine Ver- hältnisse. Feinste Spätbirnen, die noch im mährischen Sand gute Erträge geben, sind Diels Butterbirnen, Josephine von Weheln und Esperance Vergamotte. Die beiden letztgenannten sind späteste Sorten, die sich bis März halten. Bei kleinen Raumverhältnissen darf man nur Birnen pflanzen, die nicht auf Wildlinge, sondern auf Quitten veredelt sind, was mäßigen Holz- wuchs bedingt.

Gewöhnlich werden schon beim Pflanzen eines Obstbaumes schwerwiegende Fehler gemacht. Erstens, indem man schlecht ent- wickelte, krankhafte, dafür aber billige Bäume pflanzt, also Bäume, die ein ehrlicher Züchter überhaupt nicht verkaufen sollte. Zweitens, indem man nicht richtig pflanzt, oft zu hoch, meist aber zu tief; drittens, indem man kein richtiges Pflanzloch macht, den Boden auch nicht vorbereitet, und viertens, indem man Wurzel und Krone vor der Pflanzung verstümmelt. Es gibt ja moderne Obstbaupostel, die eine Barberei wie das Verstümmeln der Wurzeln und Krone vor der Pflanzung empfehlen. Die Praxis hat aber gelehrt, daß ein solches Verfahren verwerflich ist. Die Krone muß freilich geschnitten werden, entweder gleich vor der Pflanzung oder, was häufig besser ist, im folgenden Jahr. Aber auch weiterhin ist jährlich oder ein und um das andere Jahr ein Auslichten der Krone und sachgemäßes Zurückschneiden der Leittriebe erforderlich, mindestens so lange, bis man ein gleichmäßig ausgebildetes, festes Kronengerüst erzielt hat, das sich auch der Last des Fruchtbehanges guter Jahre gewachsen zeigt.

In der königlichen Lehranstalt für Obst- und Gartenbau zu Proskau in Oberschlesien sind Versuche in der beregten Art durch mehrere Jahre durchgeführt worden, deren Ergebnisse die Zweckmäßigkeit des sachgemäßen Kronenschnittes vor Augen führten. Bei nicht geschnittenen Kronen hört schließlich der Holz- trieb fast vollständig auf, der reiche Blütenknospenanfang ist bei ihnen ein Zeichen der Schwäche, und bald verkümmern die ungeschnittenen Bäume. Sachgemäß geschnitten, bleiben die Bäume gesund, lebens- fähig und entwickeln jährlich stattliche Holztriebe, die die Krone verjüngen, und an Länge und Stärke die der nicht geschnittenen Kronen um das Drei- bis Vierfache übertreffen. Auch bezüglich des Wurzelchnittes sind in Proskau umfangreiche Versuche durchgeführt worden. Durch zahlreiche Naturaufnahmen im Jahres- bericht der Anstalt werden die Wurzeln und Kronen einer Anzahl von Bäumen veranschaulicht, die nach dem amerikanischen, sogen. Stringfellow-Verfahren, und einer Anzahl anderer, die mit lang- geschnittenen Wurzeln verpflanzt waren. Bei den mit kurz ge- schnittenen Wurzeln gepflanzten Bäumen ist das Wurzelsystem ein kümmerliches geblieben, während es sich nach dem langen Schnitt in vorzüglicher Weise entwickelt hat.

Ich habe an dieser Stelle schon mehrfach darauf hingewiesen, daß die meisten Laubenkolonisten und Parzellenbesitzer ihre Obst- bäume vollständig verfehrt düngen, nicht nur da mineralische Düngemittel anwenden, wo sie ganz zwecklos sind und nur organische, vorzugsweise Stalldünger am Platze wäre, dann aber auch darauf, daß sie den Dünger da ausbreiten, wo er den Bäumen überhaupt nicht oder nur zum allergeringsten Teil zugute kommen kann, dicht um den Stamm. Ein Ausbreiten von Dünger dicht um den Stamm ist für frisch gepflanzte, empfindliche Obstbaumarten als Winterhaube, die das tiefe Eindringen des Frostes erschwert, ganz am Platze. Wenn man aber einen Obstbaum düngen will, muß man den Dünger da ausbreiten und unterbringen, wo er auch den feinen Saugwurzeln, das heißt den äußersten Verzweigungen des Wurzelsystems, zugute kommt; denn diese allein können die im Boden gelösten Nährstoffe aufnehmen und weiter- leiten. Früher nahm man an, daß sich das Wurzelsystem eines Baumes unterhalb der Krone halte, also die äußersten Wurzeln so weit wie die längsten Kronenäste vom Stamm entfernt seien. Deshalb breitete man den unterzubringenden Dünger unterhalb der gesamten von der Krone überdeckten Bodenfläche aus. Heute weiß man, daß selbst diese Anschauung eine irrige ist, daß die Wurzeln bedeutend weiter als die Kronenäste streichen. In der Gärtnerlehranstalt zu Geisenheim a. Rhein mußten eine Anzahl Bäume eines älteren Apfelbuschquartiers beseitigt werden, bei wel- cher Gelegenheit sorgfältige Wurzelausgrabungen vorgenommen wurden. Man stellte dabei fest, daß eine Anzahl Seitenwurzeln eines 40jährigen Apfelbuschbaumes, der 74 Zentimeter Stammumfang und 5½ Meter Kronendurchmesser hatte, eine Länge von je 8 Meter aufwies. Bei 8 Meter war eine Wurzel abgebrochen und zeigte hier noch 10 Millimeter Stärke; ihre Gesamtlänge dürfte deshalb sicherlich 10 Meter betragen haben. Dieser Befund lehrt aufs neue, wie falsch die Annahme ist, daß die Düngung nur unter der Kronentraufe zu erfolgen habe, denn die Kronentraufe war bei diesem Baume 2,80 Meter vom Stamm entfernt, eine einzelne Seitenwurzel aber 10 Meter. Ich habe bei meinen eigenen Pflan-

zungen von Anfang an die Düngung der Obstbäume in der Weise gehandhabt, daß ich den Dünger nicht um jeden einzelnen Obstbaum, sondern gleichmäßig über das gesamte bepflanzte Gelände ausbreitete und dadurch eine ganz vorzügliche Wurzelentwicklung und anerkannt vorzügliche Ernten erreichte.

Auch die ungunstigen Folgen zu tiefer Pflanzung wurde bei dem erwähnten Ausroden von Bäumen in Geisenheim festgestellt. Bei einem gleichfalls 40jährigen Apfelbuschbaum stellte es sich heraus, daß er zu tief gepflanzt war. An dem Stammteil, der in den Boden gelommen war, aber über dem Boden hätte stehen sollen, hatten sich eine große Menge Faserwurzeln und zahlreiche Wurzeltriebe gebildet. Diese Wurzeltriebe entzogen dem Baum im Laufe der Jahre fortgesetzt die wertvollsten Baustoffe, worunter der Fruchtansatz litt, und Ernten gehörten deshalb zu den Ausnahmen.

Eine wichtige Aufgabe ist jetzt die Schädlingsbekämpfung u. g. In dem Dürrejahr 1911 war die Wullaus überall in den Obstgärten verschwunden, jetzt nimmt sie wieder überhand. Als gutes Bekämpfungsmittel hat sich eine Bespritzung mit gutem Obstbaumtarbolineum, etwa 8 Teile Karbolineum auf 92 Teile Wasser bewährt. Ich mache aber ganz besonders darauf aufmerksam, daß eine solche kräftige Lösung nur noch bis Mitte März angewendet werden darf, da sie bei im Trieb befindlichen Bäumen die schwersten Schäden nach sich zieht. Die gleiche Bespritzung ist auch wirksam gegen Schildläuse, die aber fast immer nur an kranken und vernachlässigten Bäumen auftreten. Wer nicht gegen Wullaus und Schildläuse anzukämpfen hat, der lasse seinen Bäumen den Vorteil einer Winterbespritzung mit kalifornischer Schwefelalkalibrühe zuteil werden. Zu solcher Winterbespritzung nimmt man auf 3 Teile Wasser einen Teil der im Handel erhältlichen Normalalkalibrühe, die in Holzgefäßen angerührt wird. Zur Verteilung dürfen nicht kupferne Spritzen verwendet werden, da die Schwefelbrühe dieses Metall angreift und zerfrisst. Die Schwefelalkalibrühe ist wirksam gegen die meisten Pilzkrankheiten der Obstbäume, auch gegen den jetzt in Groß-Berlin in bedenklichem Umfange auftretenden amerikanischen Stachelbeermehltau. Man schneide die vorjährigen Holztriebe der Stachelbeeren auf $\frac{1}{2}$ ihrer Länge zurück, verbrenne die abgeschnittenen mit Pilzsporen behafteten Triebspitzen und bespreche dann die Sträucher und Bäumchen. Im befallenen Zustande sind Stachelbeeren gegen Schwefel in jeder Form außerordentlich empfindlich; sie lassen wenige Tage nach der Behandlung die Wälder fallen. Ähnlich verhält sich das Steinobst, namentlich Pfirsiche und Pflaumen, während Äpfel und Birnen kurz nach der Blüte und dann noch zweimal in vierwöchigen Zwischenräumen mit stark verdünnter Schwefelalkalibrühe bespritzt werden können. (1 Teil Normalbrühe auf 30—35 Teile Wasser.) Bei dieser Behandlung bleiben die meisten Sorten absolut schorffrei. Hd.

Kleines Feuilleton.

Der Hausleerer.

Er ist bekannt, er ist gefürchtet, er ist allüberall, er ist der Schrecken sämtlicher Versammlungsbesucher. Ohne ihn keine Versammlung, keine Versammlung ohne ihn. Ob politisch oder unpolitisch, ob öffentlich oder nichtöffentlich, er ist in jeder Versammlung zu finden. Es gibt keine Frage zwischen Himmel und Erde, an die er sich nicht herantwagte. Er redet immer und hat nie etwas zu sagen. Eine Versammlung, in der er nicht geredet hätte, wäre verfehlt, zwecklos gewesen.

Er redet nie unter einer halben Stunde, meist aber viel länger. Wenn er bereits dreimal geredet hat, beslagert er sich, daß man ihn in peripher Weise nicht zu Worte kommen lasse und bricht eine Lanze für das Recht der freien Meinungsäußerung. Der Leitung wirft er vor, daß sie ihn absichtlich nicht in die Rednerliste eingetragen oder andere Redner ihm vorangestellt habe. Er ist immer mißtrauisch und immer in der Opposition. Von Zeit zu Zeit meldet er sich zur Geschäftsordnung und nach jeder Debatte zu einer persönlichen Bemerkung.

Er beginnt jede Rede so: „Ich hätte eigentlich nichts mehr zu sagen —“ oder: „Mein Vorredner hat mir schon alles weggenommen, aber —“ oder: „Ich werde mich kurz fassen —“. Schlussrufe irritieren ihn nicht. Auf sonstige Zwischenrufe geht er jedoch mit behaglicher Dreite ein. Er schweift immer sehr weit in die Ferne, auch wenn das Gute so nahe liegt. Wenn es sich in einer Betriebsversammlung darum handelt, an den Arbeitgeber das Ersuchen zu richten, Handtücher und Spundnäpfe anzuschaffen, so kommt er gewiß auf den Balkankrieg, auf den Säuglingsstich und die Jesuitenfrage zu sprechen.

Er verwahrt sich stets sehr energisch gegen den Vortwurf, nicht zur Sache gesprochen zu haben. Eine Versammlung, der er beiwohnt, darf vor Mitternacht nicht enden. Wenn er sieht, daß er nicht mehr zu Worte kommt, stellt er einen Schlußantrag.

Einen Stoß Anträge und Resolutionen bringt er regelmäßig fein säuberlich geschrieben mit. In Mitgliederversammlungen beschuldigt er jedesmal den Protokollführer, diese oder jene Stelle aus seiner Rede in den vorhergehenden Versammlung löswillig unterdrückt oder entstellt zu haben. Der Zeitungsberichtersteller ist in seinen Augen die verkörperte Unfähigkeit, da er seine Ausführungen stets direkt auf den Kopf stellt und schandmäßig kurz telegraphiert. Er schickt daher der Zeitung mit tödlicher Sicherheit

nach Erscheinen des Versammlungsberichts eine Nichtigstellung, daß er nicht so, sondern so gesagt habe. Niemals berichtigt er, überhaupt nicht geredet zu haben.

Mit dem Besuch der Versammlungen ist er nie zufrieden und schmerzlich konstatiert er, daß das Interesse für die Versammlungen immer geringer werde und der Individualismus unter den Mitgliedern bedächtigend zunehme. Er vergißt auch nie, sich als Musterbeispiel eines gewissenhaften Versammlungsbesuchers vorzustellen und erörtert im Anschluß hieran, wie das Versammlungsleben reformiert werden müsse und welche Maßnahmen zu treffen seien, um die Interesslosigkeit unter der Masse zu bekämpfen und sie zu regem Versammlungsbesuch wieder zu erziehen.

Das ist der Hausleerer.

B. U.

Heilkunde.

Das kalte Bad beim Fieber. Wenn ein Kind sehr stark fiebert, so gilt es als eine empfehlenswerte und mitunter vielleicht lebensrettende Maßnahme, den erhitzten Körper in ein kaltes Bad zu stecken, und auch für Erwachsene ist bei manchen Erkrankungen derselbe Rat erteilt worden. Er kam um so eher auf Befolgung rechnen, als nach einer auch im Volke bestehenden Annahme Fieberfranke sich nicht erkälten können. Andererseits wird vielleicht eine Befürchtung entstehen, daß durch die plötzliche Abkühlung ein Schlag herbeigeführt werden könnte. Dr. Stewart ist nun im „Journal für experimentelle Medizin“ mit neuen Gründen für die Verwendung kalter Bäder eingetreten. Er geht von der Meinung aus, daß die Erregung des Körpers beim Fieber auf einer allgemeinen Zusammenziehung der Blutgefäße in der Haut beruhe, wodurch den inneren Organen mehr Blut zugeführt wird. Er vermutet ferner, daß diese Zusammenziehung der äußeren Blutgefäße ein auf die Gesundung abzielender Vorgang sei, der eher befördert als belämpft werden müsse. Daher sollten zur Herabsetzung der Fiebertemperatur Mittel gebraucht werden, die der Zusammenziehung der Blutgefäße nicht entgegenwirken. Aus diesem Grunde ist das kalte Bad besonders zu bevorzugen, weil es die Hitze ableitet, ohne die Hautgefäße zu erweitern. Nach dieser neuen Auffassung wird man die Art der Anwendung in mancher Hinsicht ändern. Früher wurde die Wirkung des kalten Bades hauptsächlich in einer Anregung des Nervensystems und einer dadurch bedingten besseren Verteilung des Blutes gesehen. Deshalb pflegte man den Kranken noch im Bad selbst und namentlich nach dessen Beendigung zu reiben, um die sogenannte Reaktion besonders in den Gliedmaßen hervorzurufen. Das wäre nun nach der Ansicht von Dr. Stewart falsch, man müßte den Blutstrom nach innen vielmehr aufrecht erhalten, anstatt ihn durch Reiben der Haut nach außen abzuleiten. Das kalte Bad muß also seine Wirkung für sich allein ohne weitere Nachhilfe ausüben. Es wird nicht schwer sein, die von Dr. Stewart angestellten und beschriebenen Versuche nachzuprüfen, was um so wichtiger ist, als es sich hier um ein Mittel handelt, das von jedermann ohne ärztlichen Beistand angewandt werden kann, und zwar zuweilen wie namentlich bei Kindern auch im Augenblick ernstster Lebensgefahr.

Astronomisches.

Eine Ruhmestat der Astronomie. Der schönste aller Sterne des Himmels ist der strahlende Sirius. Er ist leicht zu finden, indem man einfach die dreieckrige Linie des Jakobsstabes im Bild des Orion abwärts zum Horizont verlängert. Seine wahre Entfernung beträgt über eine halbe Million Sonnenweiten, so daß das Licht, das in der Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt, $8\frac{1}{2}$ Jahre braucht, ehe es von ihm die Erde erreicht. Als im Jahre 1840 der Königsberger Astronom Wessel seine Sternortbestimmungen mit denen des Engländer Bradley aus dem vorigen Jahrhundert verglich, stimmten alle Stellungen überein, nur die beiden Sterne Sirius und Procyon nicht — Procyon ist ein heller Stern erster Größe in der Nähe des Sirius. — Durch Vergleichen mit allen früheren Sternkarten bis hinauf zu Hipparch kam, wie wir im „Kosmoshandwörter“ lesen, Wessel zu der Vermutung, daß der Sirius ganz kleine Kreisbewegungen ausführe, die nur durch einen noch unentdeckten Trabanten verursacht werden konnten. Er bestimmte den Umlauf dieses Begleiters auf 50 Jahre. 18 Monate nach Veröffentlichung dieser Arbeit, die nur als eine Vorarbeit gelten sollte, starb Wessel. Sein Nachfolger Peters setzte die Arbeiten Wessels fort, bestimmte die Bahn des unsichtbaren Trabanten als eine Ellipse, die er in 50 Jahren durchlaufen sollte, und berechnete sein Gewicht, seine Größe und seinen Abstand. Die Astronomen richteten ihre Teleskope auf den Sirius und sahen sich die Augen müde. — Aber niemand entdeckte den berechneten Begleiter und fast 20 Jahre vergingen. Als aber am 31. Januar 1862 der berühmte amerikanische Vinsengießer Clark sein neuestes Objektiv prüfte und das Fernrohr auf den Sirius richtete, entdeckte er genau an der Stelle, die Peters angegeben hatte, ein winziges Sternchen achter Größe in unmittelbarer Nähe des Sirius. Der Siriusbegleiter war entdeckt! Bahn, Größe, Entfernung stimmten genau überein mit der theoretischen Berechnung. — Wie groß sind doch die Mägiere der modernen Wissenschaft! Sie prophezeien, daß im Dunkel des Weltraums Sonnen aufklammen werden, und sie weißsagen die Flamenschrift des Universums, die sich in Schleißen und Ellipsen erst einem zukünftigen Geschlechte offenbaren wird!